



**RETTET**

**DIE**

**FREUND-**

**SCHAFT!**

Sebastian  
Schoepp

WESTEND

**Wie wir  
gemeinsam  
wieder zu mehr  
Leichtigkeit und  
Lebensfreude finden**

**W E S T E N D**



Sebastian Schoepp

# Rettet die Freundschaft!

Wie wir gemeinsam  
wieder zu mehr Leichtigkeit  
und Lebensfreude finden

WESTEND

Mehr über unsere Autoren und Bücher:  
[www.westendverlag.de](http://www.westendverlag.de)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



ISBN 978-3-86489-364-3

© Westend Verlag GmbH, Frankfurt/Main 2022

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin

Lektorat: Philipp Hadermann

Satz: Publikations Atelier, Dreieich

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

# Inhalt

<b>Light my fire</b>	7
<b>Rettet die Freundschaft!</b> Plädoyer für eine unterschätzte Sozialbeziehung	15
<b>Aneignung der Welt</b> Gemeinsam auf der Suche nach Identität	25
<b>Umarmen verboten</b> Eine Pandemie wird zum Prüfstein	39
<b>Schubs ins Leben</b> Was Freundschaft leisten kann	47
<b>Weil sie es war, weil ich es war</b> Vom Wesen der Freundschaft	56
<b>Auf der Suche nach der Wahlfamilie</b> Eine Triebfeder sozialen Wandels	73
<b>Der kleine Hoplit</b> Über Griechen, Christen und Kapitalisten	93
<b>Ein perfektes Paar</b> Freundschaft zwischen den Geschlechtern	III

<b>Von Angesicht zu Angesicht</b> Sind Frauen die besseren Freunde?	129
<b>Deutschland – England 1:1</b> Eine Grenzüberschreitung	143
<b>Saludos amigos</b> Freundschaft in Verruf	154
<b>Am Wühltisch der Sozialbeziehungen</b> Sehnsucht nach Nähe in der digitalen Welt	170
<b>Der Pakt vom Brückenfischer</b> Über Freunde in der Not	186
<b>Epikurs Garten</b> Die Kraft des gemeinsamen Projekts	201
<b>Epilog</b>	210
<b>Literatur</b>	223
<b>Anmerkungen</b>	227

# Light my fire

»Und so wollen wir an unsre  
Sternen-Freundschaft glauben«

Friedrich Nietzsche – Die fröhliche Wissenschaft § 279

Der Hafen von Porto Santo Stefano war Ende der 1980er-Jahre ein wenig gastlicher Ort. Die Hitze flimmerte über dem Asphalt, es roch nach vergammeltem Fisch, im Hafenbecken schwappte öliges Wasser an die von Algenresten verklebten Kaimauern. Oli und ich saßen auf der Motorhaube eines silberfarbenen VW Golfs, der meiner Mutter gehörte, und sahen der Fähre auf die Insel Giglio beim Ablegen zu. Auf dem Schiff saßen alle unsere Freunde. Unter ihnen K., in die ich verliebt war, die aber auf A. stand, der ebenfalls an Bord war. Es war klar, was das bedeutete. Ich zog an einer MS, *morte sicura*, sicherer Tod<sup>1</sup>.

In Florenz war noch alles harmonisch verlaufen auf unserem Abi-Urlaub. Alle hatten sich am Campingplatz hoch über der Stadt getroffen, der halbe Jahrgang war angereist. Wir hatten die Autos zu einer Art Wagenburg geparkt, in deren Mitte getrunken, gegrillt und geflirtet wurde. Um Geld für den Rotwein zu verdienen, hatten wir eine kleine Feuerspuckshow mit Duftpetroleum an der Piazza della Signoria veranstaltet und Flammenfontänen in die toskanische Nacht gespien. Passanten warfen Hundert-Lire-Stücke in eine Glaskaraffe, die wir aufgestellt hatten. Nach dieser Nacht sollte es weiter nach Süden gehen, ans Meer.

Am Morgen fuhren wir ziemlich verkaterat los. Die Führung übernahm Peter in seinem roten Simca, bei dem die Fahrertür nicht



aufging und man über den Beifahrersitz rutschen musste, um ans Steuer zu gelangen. Dahinter Thomas mit dem Bulli voller Mädchen. Am Ende Oli und ich in Mutters Golf. Wir beide hatten nicht wirklich eine Ahnung, wo es hinging. Aber spielte das eine Rolle, war das nicht die Freiheit?

Sie währte nur bis zum Hafen von Porto Santo Stefano. Dort war es zum Streit wegen der Überfahrt gekommen. Eines der Autos war überflüssig auf der Insel – nach einhelliger Meinung Mutters Golf, den sie mir nur widerwillig und auf das Versprechen hin geliehen hatte, gut auf den Wagen aufzupassen. »Lass den doch einfach hier stehen«, sagten die anderen, die das Geld für die Überfahrt sparen wollten; die Passage für die beiden anderen Autos sei ja schließlich schon teuer genug. Ich sah mich um. Hier den Golf mehrere Nächte lang unbewacht parken? Lungerten da nicht überall zwielichtige Gestalten herum? Mutter hätte der Schlag getroffen. Ich weigerte mich. Es hatte einen kurzen Disput gegeben. Dann waren die anderen weg. Oli blieb da. Das rechne ich ihm heute noch hoch an.

Als das Schiff außer Sicht war, fuhren wir ins Zentrum der kleinen toskanischen Hafenstadt. Die Junihitze lag schwer über den Gassen. In einer offenen Lagerhalle standen riesige Fässer, davor ein älterer Mann ohne Hemd.

»Aqua?«, startete ich einen Versuch. So hieß das auf Lateinisch, das hatten wir in der Schule gehabt. Musste auf Italienisch doch ähnlich lauten, oder?

»Aqua?!«, lachte der Mann und machte eine Bewegung, als würde er sich den nackten Oberkörper waschen. Er nahm eine leere Literflasche, hielt sie unter eines seiner riesigen Fässer, drehte am Verschluss und ließ einen Strahl schwarzen Weins in die Flasche laufen. Er hob vier Finger in die Höhe. Ich gab ihm vierhundert Lire.

Wir stiegen zurück ins Auto und fuhren los. Im Kassettenrekorder liefen die Doors, bei uns liefen immer die Doors.

*Change your weather, change your luck, and then I'll teach how to f...* – Jim Morrison ließ eine Pause, wir grölten das fehlende Wort mit. Dann sang er zensurgerecht weiter: *...ind yourself.*<sup>2</sup>

Haha!

Am Ortsausgang standen zwei Mädchen, die per Anhalter fuhren. Wir stoppten.

»Orbetello?«, fragte eine.

»Why not?«, sagte ich.

*Come on baby, light my fire.*

»Jim Morrison, I like«, sagte sie. Weiter reichte ihr Englisch nicht; und ich konnte außer »Aqua« nichts auf Italienisch sagen.

In Orbetello stiegen die Mädchen wieder aus. Wie sollte man jemanden anbaggern ohne Sprachkenntnisse?

*People are strange when you're a stranger.*<sup>3</sup>

Die Landschaft flog dahin, und allmählich besserte sich die Stimmung. An einer Ampel fingerte Oli den Zettel vom Armaturenbrett, den Lukas uns in Florenz dagelassen hatte. »Ich mache ein Feuer am Strand von Chiarone, wer Lust hat, kommt nach«, hatte er geschrieben.

Lukas, der war anders.

Gemeinsame Unternehmungen waren nicht so sein Ding. Er war zwar zur Party am Campingplatz in Florenz gekommen, doch damit war sein Bedarf an Gruppendynamik offenbar gestillt. Dann war er eines Morgens davongebraust in seinem metallicbraunen Kombi, ganz alleine, doch voller Zuversicht, gen Süden. Ich fand das sehr mutig und bewunderte ihn. Ich hätte mich das nicht getraut.

Aber so war Lukas eben.

Lukas war von einem anderen Gymnasium zu uns gekommen. Angeblich eine Drogensache.

»Wer is'n der Typ in der abgeschabten Lederjacke?«

»Weiß nicht, heißt wohl Lukas.«

»Und warum ist der jetzt bei uns an der Schule?«

»Wohl strafversetzt.«

Von einem Drogenproblem habe ich damals nichts bemerkt. Lukas hat nie versucht, mich zum Kiffen zu überreden, da gab es ganz andere, die auf jeder Party meinten, sie müssten einen für ihre Welt des dumpfen Grinsens gewinnen. Lukas hat nicht gegrinst, er hat

gelächelt. So ein immerwährendes, strahlendes Lächeln, das die Mädchen mochten. Wir Jungs mochten Lukas auch – trotzdem. Eigentlich erstaunlich.

Wenn er auf dem Parkplatz vor der Schule seinen Kombi startete, saßen immer Mädchen mit drin. Manchmal auch einer von uns, vielleicht deswegen. Lukas blickte einen dann durch seine John-Lennon-Brille im Rückspiegel an, schüttelte die lockige Mähne und sagte: »Dann braucht ihr nicht S-Bahn zu fahren. Ich muss ja eh in die Richtung.« Er nahm gern Leute mit, nicht widerwillig wie andere, bei denen die Eltern Stress machten wegen Chipsresten oder Tabakkrümeln auf den Autositzen. Bei Lukas konnte man rauchen und krümeln, so viel man wollte.

Bald fuhr ich mal mit zu ihm nach Hause, stieg in sein Zimmer hinauf, von wo aus man Birken und Moor sah. Es lief immer Musik, Stevie Wonder und die Commodores, Soul-Musik hatte ich bis dahin nicht gemocht. Bei Lukas war das anders, da hörte ich gerne mal hin. Wir liehen einander Platten und Tapes, redeten über Bands, Mädchen, Lehrkräfte, Politik. Lukas wirkte dabei immer wie einer, der einen Schritt zurücktrat und die Welt mit Abstand betrachtete. Seine Empfindsamkeit hatte ihm eine Aura von Unangepasstheit verliehen, in der er sich wahrscheinlich manchmal etwas einsam fühlte. Wenn es im April geschneit hatte und alle »Scheißwinter« fluchten, sagte er Sachen wie: »Die Landschaft ist verzaubert.« Darüber ließ sich nachdenken. So wurden wir Freunde.

Ich habe nur ein einziges Foto von ihm, da sitzt Lukas in weißer Sommerhose, geringeltem T-Shirt und ausgelatschten Ledersandalen an der offenen Schiebetür des Bulli im Staub von *Camping Firenze*, wenige Zentimeter ihm gegenüber leuchtet das Gesicht eines blonden Mädchens, das später einen ganz anderen heiraten sollte. Aber in dem Moment lachen sie sich an, als seien sie füreinander gemacht.

Wären wir heute noch Freunde? Manche Menschen sind weg von dieser Welt, bevor die Freundschaft mit ihnen wirklich dauerhaft werden kann. Doch sie hinterlassen etwas in uns – durch die Art und Weise, wie sie die Welt betrachtet, wie sie die Dinge an-

gegangen, wie sie ihren Weg gewählt haben. Das hat auf uns abgestrahlt, wie ein Licht. Manchmal müssen viele Jahre vergehen, bis man das Licht wieder sieht; bei Lukas sind es mehr als dreißig gewesen. Gemessen an diesem Zeitraum kannten wir uns kaum länger als einen Moment. Aber es war einer dieser Augenblicke, in denen die Seele einen Spalt weit offen steht, um Licht hereinzulassen. Es strahlte aus ihm heraus, absichtslos und wärmend, und direkt in mich hinein. Dort strahlt es weiter, auch wenn sein Ursprung längst verloschen ist. Wie bei einem Stern.

\*

»Ne Ahnung, wo dieses Chiarone liegt?«, fragte Oli jetzt und blickte auf Lukas' Zettel aus Florenz. Ich stoppte den Golf und sah auf der zerknitterten Landkarte nach, die es als Flecken in der Maremma auswies, die etwas südlich von Porto Santo Stefano lag. Wir bogen ab von der vierspürigen Via Aurelia, die nach Rom führte, und fuhren durch eine flache, weite Sumpflandschaft mit Kanälen, auf der weiße Rinder mit riesigen Hörnern grast. Die Hitze wehte durch die offenen Fenster herein und wirbelte die Staubschicht auf dem Armaturenbrett auf. Über die Weiden ritten Männer mit breitkremigen Hüten auf schlanken Pferden. Das sah aus wie in den Western von Sergio Leone. Schon mal nicht schlecht.

Chiarone bestand im Wesentlichen aus einem Bahnhof und einem Campingplatz. Hier musste Lukas irgendwo sein. Wir stiegen aus und checkten den Platz. Es gab Stehklos und Duschen mit den ersten Solaranlagen, die ich sah. Aber wer wollte schon duschen?

War da vorne nicht das Meer?

Wir ließen das Auto stehen und betraten eine Art Hippie-Zelt-dorf, in dem junge Leute mit langen Haaren vor Esbitkochern hockten und Tütensuppen aus dem Campingshop warm machten, Gitarre spielten oder auf bunten Matten in der Sonne fläzten. Dazwischen saß Lukas. Wir fanden ihn, wie man damals jemanden fand, intuitiv, weil man ihn eben finden wollte.

»Hey, super, dass ihr da seid, wir wollten gerade einen Ausflug machen«, sagte er, als er uns antraben sah. Spontanität war schon damals nicht meine Stärke, und auf einen Ausflug hatte ich überhaupt keine Lust. Wir waren ja gerade erst angekommen. Aber irgendetwas in mir sagte: Fahr mit!

Lukas und Oli stiegen in seinen Wagen, auf den Rücksitzen saßen zwei Mädchen in Batikkleidern, ich kletterte in den Kofferraum des Kombis, durch dessen Hecktür ich nach draußen sah.

Lukas hatte Michael Jackson eingelegt. Ich fand Michael Jackson scheiße, aber es war ja sein Auto. Und den Mädchen gefiel es.

Die ockerfarbene Sommerlandschaft flog vorbei und entfaltete ihre Schönheit, die ich bis dahin nicht recht wahrgenommen hatte, und die nun zusammen mit der Sonne wie durch einen neu geöffneten Spalt in mich hineinfiel: Weinreben kletterten die Hänge empor, auf den Wiesen standen alte Eichen mit mächtigen, schattenspendenden Kronen, Obstgärten dösten hinter Steinmüchen. Ich blickte aus dem Heckfenster, hinter mir spulte sich das schwarze, wellige Band der Straße ab, die nach Asphalt und Hitze roch. Lukas zeigte mal auf dieses oder jenes mittelalterliche Dorf, das auf einer Hügelkuppe thronte; in einem, das Magliano hieß, hielt er an, grüßte die alten Frauen, die auf einer Treppe saßen, und fragte: »Scusi signora, dov'è Saturnia?« Er wirkte sehr souverän dabei.

Eine Frau deutete in eine Richtung und lachte. Lukas sagte »grazie« und lachte zurück.

»Du kannst Italienisch? Das hatten wir doch gar nicht im Unterricht?!«

Und selbst wenn – Fremdsprachen wurden an einem bayerischen Gymnasium in jener Zeit nicht in einer Weise gelehrt, dass man sie auch hätte sprechen können. Ausgerechnet Lukas, der sich mit Ach und Krach durchs Abitur gemogelt hatte, konnte sich in so einer exotischen Sprache verständigen?

»Ach, ein paar Sätze genügen für den Anfang«, sagte er, »und der Rest kommt, wenn man mit den Leuten spricht. Macht Riesenspaß.«

Sprachen und Spaß? Diese Botschaft war neu, wie so oft bei Lukas. Und es steckte noch mehr darin: Lukas redete fröhlich mit Leuten, die wir anderen in unserer inneren Wagenburg stets als ausbeuterische Eingeborene wahrgenommen hatten, die uns nur das Geld aus der Tasche ziehen wollten mit ihren Wucherpreisen für Pizza und Zeltplatz.

»Ihr seid ja krass drauf«, sagte Lukas. Darüber musste ich nachdenken.

Irgendetwas ist auf dieser Fahrt passiert, etwas, das man nicht so leicht benennen kann. War es die Abnabelung von der Clique, mit der ich die halbe Schulzeit verbracht hatte und die nun auf einer Insel saß? War es, weil ich die ganze Fahrt nach Saturnia nicht ein einziges Mal an K. dachte, die wahrscheinlich gerade in der untergehenden Sonne mit A. vögelte? War es, weil Lukas die Welt und ihre Menschen in sein Herz hineinließ, anstatt sie abzuwehren? Wohl von allem ein bisschen.

Oli hat mir viel später gesagt, die Thermen von Saturnia seien ihm damals vorgekommen wie ein verzauberter Ort, der außerhalb dieser Welt liege: Ein sprudelnder, schwefelhaltiger Fluss stürzt dort über Kaskaden in die Tiefe, ein riesiger Strahl herrlich nach faulen Eiern riechenden, warmen Wassers, das den ockerfarbenen Tuffstein zu natürlichen Steinwannen ausgewaschen hat, so als hätten bacchantisch gesinnte Götter Badetröge anlegen lassen, den Menschen zum Wohlgefallen. Dunstschwaden teilten das gleißende toskanische Sommersonnenlicht in tausend kleine Strahlen, wie auf einem Kirchengemälde, in dessen Mitte friedlich dösende Menschen im Wasser saßen, knutschende Pärchen, alte Frauen, die auf Heilung von Arthrose hofften, Hippies mit langen Haaren, vor ihren Mündern qualmten Joints. Oben am Wasserfall gab es eine Grotte, verborgen von Schilf, in die konnte man hineinklettern; dort hockten drei alte Männer im Schwefeldunst, die lachten und sagten: »Come Dante, il inferno, sai?«<sup>4</sup> Für mich fühlte sich dieser Ort eher an wie das Paradies.

Lukas war nicht zu sehen, eines der Mädchen auch nicht. Oli und ich legten uns in die Steinwannen, ließen die kraftvolle Kaskade

über unsere Rücken rauschen und öffneten die Flasche schwarzen Weins, den wir aus Porto Santo Stefano mitgebracht hatten. Und während von oben das körperwarme Schwefelwasser über uns hinwegfloss, die Sonne strahlte und der Wein nach innen plätscherte, dachte ich, der ich bis dahin nicht die leiseste Ahnung gehabt hatte, was ich nach dem Abitur anfangen sollte: »In Italien studieren, das wär' doch was?!«

# Rettet die Freundschaft!

## Plädoyer für eine unterschätzte Sozialbeziehung

»Cause if my baby don't love me no more  
I know her sister will«

Jimi Hendrix – Red House

Wer über die Freundschaft nachdenkt, stößt schnell auf große Worte. Seit Jahrtausenden ist sie scheinbar über jeden Zweifel erhaben. Griechen und Römer priesen sie als großes Gefühl, etwas für Recken, Helden, Dichter und Staatsmänner. Für Aristoteles war sie eine Tugend, ein moralisches Können<sup>1</sup> – und ein Weg zur Selbsterkenntnis. Cicero verortete in der *amicitia* die »Grundlage jeder Form der Gemeinschaft«.<sup>2</sup> Der römische Denker schrieb: »Ich selbst kann euch nur zureden, der Freundschaft vor allen anderen menschlichen Dingen den Vorzug zu geben.« Nichts sei der menschlichen Natur so angemessen.<sup>3</sup> An dem hohen gesellschaftlichen Stellenwert der Freundschaft hat sich seitdem scheinbar nichts geändert. Laut einer Allensbach-Erhebung vom August 2020 halten 85,4 Prozent der Deutschen gute Freunde und die Beziehung zu anderen Menschen für besonders wichtig, es ist für sie der höchste Wert von allen, noch vor der Familie. Psychologen sehen die Freundschaft als Bollwerk und Gegenmittel gegen Tiefs und Depressionen, »in diesen Beziehungen werden wir lebendig und finden einen Lebenssinn«<sup>4</sup>, behauptet der Psychiater Bodo Unkelbach, sie seien der »Weg zum guten Leben«. Und waren unsere Freunde nicht stets unsere besten Therapeuten? Ein Freund könne uns »leicht Dinge über uns erzählen, von denen wir keine Ahnung haben«<sup>5</sup>, schrieb C. G. Jung. Im besten Fall können sie uns